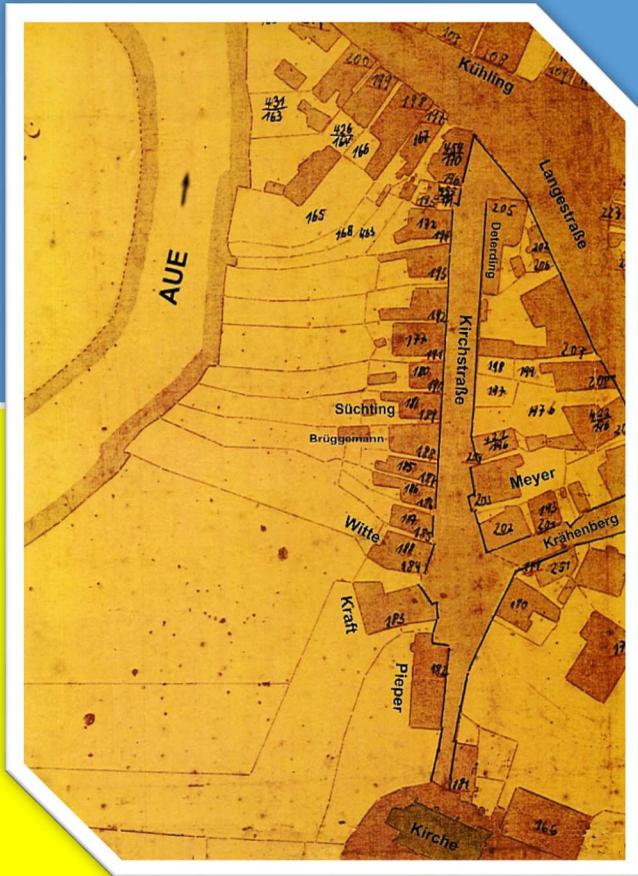


Zwei Familien – eine Straße - Kirchstraßengeschichten -



Anstelle eines Vorworts:

Die Krafts – Kirchstraße 183

Johann Wilhelm Albrecht – Großvater
Wilma Dorothee Antoinette – Großmutter

Heinrich Karl Wilhelm – Vater
Luise Wilhelmine Antoinette – Mutter

Karl Wilhelm Heinrich – Sohn / Hoferbe
Else Antoinette Caroline – Tochter
Marie Auguste Luise – Tochter



Die Deterdings – Lange Straße 205

Friedrich Wilhelm Albrecht – Vater
Johanna Marie Caroline – Mutter

Alfred Johann Wilhelm – Sohn / Schmiede-
Erbe
Caroline Marie Sophie – Tochter

„Mein Sohn Alfred, mein Sohn Alfred –
Dicken Kopp und nicks inne!“



Kartoffelferien (Episode 1)

Ein sonniger Herbsttag Anfang Oktober im Flecken Liebenau in der Kirchstraße, frühmorgens gegen sechs Uhr. Die meisten Bewohner der Kirchstraße (Ackerbürger, Handwerker, Kaufleute, Heuerlinge und Witwen) liegen noch in ihren Betten und schlafen den Schlaf der Gerechten. Bis zur Kirche hinauf herrscht wohlthuende Stille. D.h. nicht



Blick vom Kirchturm 1913
© Heimatverein Liebenau

ganz! Im kleinen Garten neben dem Stall meiner Familie höre ich jemanden herumfuhrwerken. Es klingt, als würde jemand mit Eisen gegen Holz schlagen. Nun beginnt der jemand auch noch laut zu fluchen. Ich schaue aus dem Fenster meiner Kammer und sehe meinen Opa, der Mist zwischen die abgeernteten Erdbeerreihen streut. „Verfluchten Schietmess, blifft jümmer an de Forken und an miene Stäbels kläben“, brummt er vor sich hin und tritt wütend gegen die Mistgabel. Seit dem Tod seiner Frau im letzten Jahr leidet Opa unter seniler Bettflucht. Was soll er sich auch auf seinem Strohsack hin und her wälzen, wenn er doch keine Aussicht hat, so früh morgens auf ein anderes menschliches Wesen



Opa pütschert
Swedish Railway Museum
© Wikimedia commons.org

zu stoßen? Also springt er beim ersten Hahnenschrei aus seinem Bett, steigt in die Arbeitsklamotten und pütschert rammdösig in Stall, Hof und Garten so vor sich hin, ohne dass er etwas Sinnvolles zustande bringen würde. Im Haus selbst darf Opa nicht mehr rumpütschern. Das haben ihm Mama, Papa und mein Bruder Karl streng verboten, nachdem er letzte Woche die ganze Diele mit Stroh gestreut hatte, weil er glaubte, er sei im Kuhstall. Opa ist ja schon ziemlich alt, er hat immerhin schon am Krieg 1870/71 gegen die Franzosen teilgenommen. Da kann man ihm schon einiges verzeihen. Auch wenn meine Schwester Else und

ich die ganze Arbeit haben und Opas Dreck wieder wegmachen müssen!

Heute ist der erste Tag der „Kartoffelferien“. Ich kuschle mich noch einmal tief in die warmen Federn, doch da ruft meine Mutter auch schon: „Marie Auguste, uppstaohn! Und schmiet diene Schwester ut'n Bette. Datt gifft noch vähl to doan vandaoge!“ Ja, im Haus der Krafts in der Kirchstraße 183 wird noch plattdeutsch gesprochen. Jedenfalls unter den Älteren. Uns Kindern hat man das Plattdeutsche in der Schule abgewöhnt, und mit uns sprechen die Eltern oft auch schon hochdeutsch, wenn auch nach ihren eigenen Regeln!

Elses Bett ist leer. Wohin hat die sich denn schon wieder so früh am Morgen geschlichen? Wahrscheinlich zum jungen Kostgänger Ernst, der bei





Schuster Meyer von gegenüber in Lehre ist und seit kurzem bei unseren Nachbarn, den Wittes, wohnt. Und ich muss Mutter nun schon wieder eine Lüge auftischen, damit sie nichts erfährt vom Lotterleben meiner älteren Schwester. „Wo ist denn Else?“, will Mutter sofort wissen. „Ich glaube, sie ist zum Friedhof, gießen.“ „Na, gut, dann schnapp du dir das Butterfass. Da ist schon die Sahne drin. Stampfe sie ganz doll, damit es neben der Butter auch schön viel Buttermilch gibt. Dein Bruder Karl wird morgen volljährig, und er hat sich zu seinem Geburtstag „Bottermelksanballers mit Rotwurst“ gewünscht. Ran an’t Fatt!“

„Frühstück trech?“, kommt mein Vater, Heinrich Kraft, ohne „Guten Morgen“ zu sagen mürrisch in die Küche gepoltet. „Wo stickt denn bloot de Bengel wedder? Alls mott man allene maoken, und wi wütt doch hüte to’n Katuffelutkriegen achter de Eken! Ach, dor kummt de Lorbast jao all!“

Verschwitz, mit wirren Haaren und nur halb zugeknöpftem Hemd über der mit Strohhalmen übersäten Manchesterhose kommt Karl in die Küche. Ja, er ist der Schönling der Kirchstraße, kann sich vor Angeboten kaum retten und hat besonders nachts nach den Spinnstubenabenden immer alle Hände voll zu tun. Manchmal hilft ihm dabei auch sein Freund von gegenüber, Meyers Güssel (Günther).

In Karls Schlepptau dackelt Opa in die Küche, seine Miststiefel hat er natürlich vergessen auszuziehen. Doch deshalb rümpft Vater nicht die Nase. Der Geruch nach Mist, Kuh- und Schweinestall gehört in unserer Familie zum Alltag.

Else kommt in die Küche geschlichen. Im Unterschied zu Karl sind ihr Rock und Schürze nicht mit Strohhalmen, sondern mit Heu verziert. Gesicht und Haare sind dabei in einem ähnlichen Zustand wie bei Karl. „Else, solltest du nicht Omas Grab mit Wasser gießen? Von Kölnisch Wasser hat niemand was gesagt“, herrscht Mutter sie an, „nach dem Frühstück machst du dich gleich daran und backst den Butterkuchen für Karls Geburtstag, und du, Marie Auguste, fang endlich an zu buttern, und die beiden Ziegen müssen auch noch gemolken werden!“

So hat nun jeder in unserer Familie eine Arbeit für den Tag bekommen. Vater und Karl verschwinden in den Schuppen hinter dem Stall. Karl wirft die für die Kartoffelernte benötigten Hacken und Forken auf den Ackerwagen, und Vater spannt die beiden Kühe vor den Wagen. Opa hat

es sich schon hinten auf dem Wagen bequem gemacht. „Rünner dor“, fordert Vater ihn auf, „du bliffst hier und grüftst den Mess ünner. Uppet Feld kummst du nich mehr mit. Biem Planten häst du bloot in jedet dritte Lock 'ne Katuffel schmäten, also rünner von Waogen und aff innen Gaorn!“

Ich habe gerade das Gatter zum Ziegenverschlag geöffnet, als ich mit anhören muss, wie mein Vater meinen Opa abkanzelt. Traurig laufe ich in den Schuppen und setze mich neben Opa, ergreife seine Hand und streiche zärtlich über die vielen Schwielen und Risse. „Opa, sei doch froh, dann musst du wenigstens nicht mit zur schweren Arbeit aufs Kartoffelfeld. Wir sind bis Mittag ja auch noch da. Ich bringe dir nachher nen' Kaffe in deiner geblünten Lieblingstasse und getrockneten Butterkuchen. Den stippst du doch so gerne ein. Dabei kannst du mir noch mal erzählen, wie du das mit den Franzosen im Krieg gemacht hast!“



Bauer mit Kuhgespann, Bundesarchiv_Bild_183-R91954
© commons.wikimedia.org

Als ich mir Opas Hände genauer anschau, nehme ich mir fest vor, seine Fingernägel nach der sonnabendlichen Familien-Badeorgie



Wolfgang Schiffer,
Sonderdruck „Die Kartoffel“
© i.m.a/DKHV 2015

gründlich zu schneiden und zu reinigen. „Du bis doch 'ne goate Deern, datt häst du von miene Wilma!“, schnappt sich einen Spaten und marschiert, fröhlich den Sedan-Marsch pfeifend, mit dem Spaten auf der Schulter zum Erdbeerbeet.

„Wi föhrt nu los“, ruft Vater meiner Mutter zu, „ji künnt inne Stünne naohkaomen, denn hebt wi de ersten Rägen all uhtbuddelt!“

Mutter, Elsa und ich schmieren noch schnell ein paar Brote fürs Mittagessen, kochen eine große Kanne Muckefuck und packen alles zusammen mit dem restlichen Butterkuchen in einen Weidenkorb. Dann

machen wir uns auf den weiten Weg über den Döhrenkamp und Rotenkamp zum Kartoffelfeld hinter den Eichen. Bis zum Pennigsehlertor müssen wir uns noch viele anstößige Sprüche von lüttjen Bünsels anhören, von denen dieser noch einer der harmlosen ist: Else, Bellse keiner well'se. Kam der Koch, nahm'se doch, obwohl'se sehr nach Ziege roch!

„Du, Mama, warum sind die Leute von der anderen Seite der Brücke immer so hässlich zu uns?“ „Ach, Marie Auguste, die sind nur neidisch auf uns, weil wir einen so schönen Bauernhof mit viel Marsch- und Ackerland haben. Die vom Liebenauer Ufer sind Nichtsnutze und Habenichtse. Viele sind hergelaufene Halunken, kleine Handwerker, Krämer und Krauter. Unser Bruchdorfer Spruch ist: Der Ochse zieht den Pflug, er sitzt nicht mit dem Bauern am Tisch! Also, kümmert euch nicht um die. Und fangt bloß nichts mit den Möchtegern an!“

Am Kartoffelacker angekommen, stellen wir Speis und Trank am Waldrand ab, binden unsere Arbeitsschürzen um und setzen unsere weißen Kopftücher auf. Die Haare sollen schließlich an Karls Geburtstag sauber sein, und die wöchentliche Ganzkörperwäsche ist erst in ein paar Tagen. Außer für Opa. Der wäscht sich jeden Morgen mit nacktem Oberkörper unter der Wasserpumpe im Hof. Kaltes Wasser, keine Seife. Einfach mit dem Kopf unter dem Hahn.

Als die mal eingefroren war, durfte Opa sich im Waschstein in der Küche waschen. Aber nie wieder, denn der Boden vor dem Waschbecken

sah danach so aus, als hätte sich ein nasser Hund geschüttelt. Und Else und ich mussten stundenlang alles wieder aufwischen.

Vater und Karl haben inzwischen das vertrocknete Kartoffellaub entfernt, zu kleinen Haufen aufgetürmt und die ersten Kartoffeln mit einer Hacke aus der angehäufelten Erde geholt. Jetzt bekommt jeder einen Weidenkorb und los geht das Kartoffelauskriegen! Vater und Karl tragen die vollen Körbe zum Ackerwagen, schütten sie in Säcke und heben die vollen Säcke mit Hilfe eines Knüppels auf den Wagen. Bis zum Mittag haben wir vier Reihen geschafft. Im Schatten am Waldrand lassen wir uns die mitgebrachten Brote und einen Becher Milchkafee schmecken. Danach ist Mittagsstunde. Wenn es etwas gibt, was uns Bewohnern von Bruchdorf heilig ist, dann ist es die wohlverdiente Mittagsruhe, auch bei der Feldarbeit. Ein kleines kurzes Nickerchen und dann geht's weiter mit der Arbeit. Die wird nur noch einmal durch eine kurze Kaffeepause unterbrochen.

Der Ackerwagen ist bis oben hin mit Kartoffelsäcken beladen. Wenn das die beiden Kühe mal schaffen! Und tatsächlich: Beim Wenden gerät der Wagen mit dem rechten Hinterrad in eine tiefe Furche und versinkt bis auf beide Achsen im Sand. Vater treibt die Kühe mit einer Peitsche an, und wir versuchen durch kräftiges Greifen in die Speichen den Wagen wieder freizubekommen.

„De schiet Waogen tückt und rögt sich nich een Zentimeter“, flucht Vater. Karl meint: „Wir sollten die Kartoffelsäcke wieder abladen.“ „Bloot datt nich, datt is jao dreefache Arbeit. Mudder, treck dien Rock ut und schmiet em ünnert Achterrad!“ Aber auch das hilft nichts. „Schmied Mieder und Bluse oak noch ünner!“ Wütend schnauzt Mutter meinen Vater an: „Du häst se woll nich mehr alle. Schall ik hier nakend rümmelopen? Schmied doch een paor von dienen olen Säcken ünner de Röher!“ Wieder nichts, so sehr wir und die Kühe sich auch anstrengen. „Mudder, loap schnell röaber to`n Föster



Rückepferd

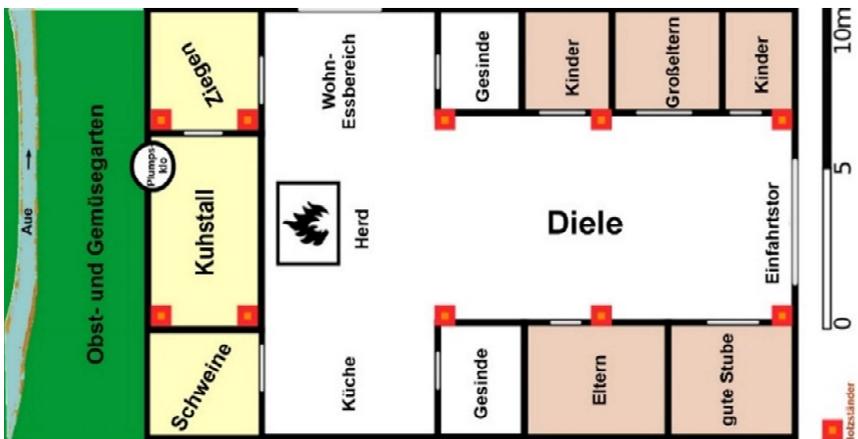
Foto: F. Passant cc-by-sa 3.0

Rinck, de schall mit sien Rückeperd kaomen und den Waogen rutteen!“
 „So halv nakend, wi ik bin?“ „Hier häst du `nen Katuffelsack, tragg em di öaber!“ „Das hast du gut gemacht“, lobe ich meine Mutter, „lass dir bloß nicht immer alles von Vater gefallen!“

So schnell es mit dem Kartoffelsack geht, rennt Mutter zum Förster und bittet ihn um Hilfe. Der schirrt sein Schleswiger Kaltblut auf, spannt es vor den festsitzenden Wagen und mit Leichtigkeit zieht das Pferd die Ladung Kartoffeln vom Feld. Bis wir die befestigte Straße kurz vor dem Döhrenkamp erreicht haben, zieht der mächtige Kaltblüter den Ackerwagen. Dann übernehmen die Kühe wieder.

Auf dem Wendepplatz neben der Kornmühle lungern mehrere Dorfjungen herum. Als sie uns sehen, gehen die anzüglichen Pöbeleien sofort wieder los. Ich höre Wörter wie „Dorfmatratzen, Bauernschädel, Landschlampe und Jungsau“. Da springt auch schon mein Bruder Karl vom Wagen, schnappt sich den Knüppel und rennt auf die Gören zu. Er schlägt auf alles, was sich bewegt und nicht rechtzeitig über die Mühlenwehrbrücke flüchten kann. Einen erwischt er noch kurz hinter der Brücke, packt ihn am Schlafittchen, schmeißt ihn gegen das Holzgeländer und zieht ihm ein paar kräftige Schläge über. Leider kann sich der aus der Umklammerung losreißen und rennt fluchend zu seinen Kumpels hinter der Schleifmühle. Aus sicherer Entfernung stimmen die Hohlköpfe aber schon wieder ihre Stänkereien an.

Das Abendbrot fällt heute sehr mager aus, nur ein paar vom Mittag übriggebliebene Hasenbrote. Es gibt noch viel zu tun, denn morgen ist schließlich Karls 21. Geburtstag.



Volljährig (Episode 2)

Heute wurde ich Gott sei Dank nicht schon um fünf Uhr früh von meinen beiden Schwestern geweckt. Schließlich war heute mein 21. Geburtstag, und da durfte ich mich wohl noch einmal umdrehen und von dem träumen, was an diesem Tag so alles auf mich zukommen würde. Aus der Küche und aus dem Stall drangen schon die ersten Geräusche in meine Kammer, doch was kümmerte mich das? Je lauter das Gepolter wurde, desto tiefer vergrub ich mich in meine mit Heu ausgepolsterte, klamme Bettdecke.

Dieses sollte meine erste Geburtstagsfeier werden. Im Haus der Krafts war es nicht üblich Geburtstage, auch nicht Kindergeburtstage, zu feiern. Pastor Büning hatte uns bereits im Konfirmandenunterricht beigebracht, dass man nur Geburtstage von höher gestellten Persönlichkeiten, wie Königen, Kaisern oder hohen Kirchenvertretern, feiern durfte. Vielleicht noch den Namenstag von Heiligen, aber dann war auch schon Schluss. Geburtstagsfeiern von gewöhnlichen Menschen kamen schon einer Gotteslästerung und Arbeitsverweigerung gleich!

„Karl“, rief meine Schwester Marie Auguste, „Geburtstagsfrühstück ist fertig, komm in die Küche!“ Träge schlüpfte ich aus dem Bett, wusch mir in der auf dem Nachttisch bereitstehenden Wasserschüssel das Gesicht, stieg in meine Arbeitskleidung und ging in die Küche. Die ganze Familie



war um den Küchentisch versammelt und überraschte mich mit einem kleinen Geburtstagslied: „Vähl Glück und vähl Sägen upp all dienen Wägen. Gesundheit und Freid schall oak mit dorbi wäsen!“ Vor der Tür zum Stall hatten sie mein Geburtstagsgeschenk aufgestellt: ein fast neues Fahrrad

mit Halterung für zwei Milchkanen und einem kleinen Anhänger für eine weitere Kanne und einen Melkschemel „Die Halterung für die Milchkanen hat Schmied Bullermann selbst geschmiedet und angeschweißt. Die hält ein ganzes Leben lang!“, meinte Vater.

Hastig schlang ich das Frühstück hinunter, denn ich wollte mein Fahrrad natürlich sofort ausprobieren. Doch Vater hielt mich auf: „Und hier ist mein Geschenk. Ich war letzte Woche beim Notar Siemann in Nienburg und habe den Hof auf deinen Namen übertragen lassen. Nach deinem 25. Geburtstag gehört er dir. Bis dahin bleibt alles beim Alten. Hier ist die Überlassungs-Urkunde. Du und deine Schwestern müssen nur noch unterschreiben und dann den Vertrag zum Notar nach Nienburg bringen.“

Ungläubig hielt ich das Stück Papier in meinen Händen, damit hatte ich nicht gerechnet! Opa und meine Schwestern gratulierten mir und beglückwünschten mich zur zukünftigen Rolle als eigenständiger Ackerbürger unseres Fleckens.

Nach dem Frühstück probierte ich mein neues Melkfahrrad natürlich sofort aus. Ich hängte zwei Kannen an die Halterung und fuhr durch Grüne- und Bahnhofstraße zu unserer Weide auf der Hannah. Für Hin- und Rückfahrt brauchte ich nicht einmal eine Viertelstunde. Bisher hatte ich mit dem Melkgeschirr auf dem Handwagen fürs Melken morgens und



abends jeweils fast
zwei Stunden
gebraucht.

Zuhause gab es dann
mein Lieblingsessen:
Bottermelkanballers!



Gegen drei Uhr trafen unsere Verwandten, Nachbarn und Freunde zum Kaffeetrinken ein. Mutter hatte zwei Blechkuchen mit Obst und ihre Frankfurter Kranz-Torte mit Sauerkirschen gebacken. Dazu gab es echten Bohnenkaffee, den uns meine Tante Anna zweimal im Jahr aus Baltimore in Amerika schickte. Meine Schwestern hatten die Diele gefegt und mit frischem Sand bestreut. In der Mitte der Diele fanden alle einen Platz an einer langen Tafel. Mutter hatte es sich nicht nehmen lassen, ihr Hochzeitsgeschirr aufzulegen und Wände und Türen mit frischen Feldblumen zu schmücken. Doch leider fanden diese Bemühungen nur wenig Anerkennung bei den Gästen. Die Frauen trafen sich zu Klatsch und Tratsch in der Küche, die Männer verzogen sich zügig in die gute Stube, um dort ihrer Lieblingsbeschäftigung an solchen Tagen nachzugehen, eine langersehnte Runde Doppelkopf bei Bier, Schnaps und Zigarren!

Meine beiden besten Freunde, Brüggemanns Heinrich und Süchtings Georg, und ich kiebitzten noch ein wenig bei den Männern in der Stube, doch schnell wurde es uns zu langweilig. „Kommt, wir drehen eine Runde mit meinem Fahrrad“, schlug ich vor. „Und ich weiß auch schon wohin“, meinte Heinrich, „in Nienburg ist heute Wochenmarkt. Da gibt es bestimmt viel auszubaldowern und vielleicht gelingt es uns, mit einigen der Stadtmädchen anzubändeln!“ „Gute Idee“, stimmte ich zu, „dann können wir auch gleich den unterschriebenen Vertrag bei Notar Siemann vorbeibringen“.

Meine beiden Freunde „borgten“ sich die Drahtesel von Onkel Heinz und Tante Minna aus Wellie, und los ging die Tour durch die Marsch und über den Rolldamm entlang der Weser bis in die Lange Straße in Nienburg. Am Rande des Binner Waldes trafen wir zwei hübsche Mädchen, die frisches Moos in einem großen Korb sammelten. „Ostern ist noch lange hin. Wozu braucht ihr das Moos?“, wollte Heinrich wissen. „Damit putzen wir uns auf dem Plumps klo den Hintern ab“, antwortete ihm verlegen kichernd eines der Mädchen. „Igittigitt, wir benutzen dafür schon lange Zeitungspapier. Das bekommt Else, wenn sie dem Kantor Pieper abends die frische Milch bringt!“, protzte ich vor den Mädchen. „Und wir benutzen feuchte Lappen aus weichem Stoff, die neben dem Schapp in einem Holzeimer liegen. Meine Mutter hat auf jeden Lappen unseren Vornamen gestickt!“ „Lasst doch die Mädchen in Ruhe, wir müssen weiter!“, meinte Georg. Er hatte den Blick nach unten gesenkt und beteiligte sich nicht an der Prahlerei.

Auf dem Wochenmarkt hatten wir natürlich nur Augen für die Dienstmädchen, die für ihre Herrschaften die Einkäufe erledigten. Mit ihren kurzen Röcken, den ärmellosen Miedern aus Leinen unter einer kragenlosen Bluse und darüber eine blütenweiße Schürze, das war schon ein Unterschied zu den Mädchen in unserem Dorf! Doch so sehr wir auch versuchten mit einigen anzubändeln, sie ließen uns einfach abblitzen oder machten sich sogar über uns lustig. „Komm, wir machen uns auf den Rückweg, die eingebildeten Gänse haben es gar nicht verdient, dass wir uns um sie kümmern“, meinte Heinrich richtig beleidigt. „Wir kaufen uns noch etwas Süßes und im Gasthaus Kindermann bei „Tante Mariechen“ für jeden einen kurzen, dicken Stumpen und eine Flasche „Hemelinger



Spezial“ und dann nichts wie nach Hause! Da wissen wir, was wir haben. Blödes Nienburger Volk!“, ließ Georg seinen Frust raus.

An der Stelle, wo ein kleiner Bach durch die „Binner Schlucht“ hinab in die Aue floss, fanden wir einen schönen Platz für eine kurze Rast. In der Sonne genossen wir unser Bier und pafften Rauchwolken in die Luft. „Platsch!“, unterbrach ein lautes durch klägliches Blöken verstärktes Geräusch unsere wohlverdiente Pause. Auf der anderen Aueseite war ein junges Schaf von der steilen Aueböschung abgerutscht und versuchte immer wieder an der Böschung Halt zu finden. Doch vergeblich, das Fell des Schafes hatte sich inzwischen mit Wasser vollgesogen und zog das Schaf aus der Arkenberger Herde immer weiter nach unten. Georg, der Kleinste, aber auch der Mutigste unter uns, warf Jacke, Hose und Schnürstiefel ins Gras, sprang ins Wasser und schwamm zum Schaf hinüber. Er hatte es gerade erreicht und an den Hinterläufen gepackt, als eine mächtige Flutwelle um die Biegung herumschoss. Wahrscheinlich hatte der Müller die Schotten an der Auebrücke geöffnet, und nun trieb die Strömung Schaf und Georg auf die Mündung der Aue in die Weser zu.

„Los, renn so schnell du kannst“, schrie ich Heinrich an, „kurz vor der Mündung ist eine kleine Furt, dort treiben wir unsere Rinder durch die Aue auf die Hannah hinüber!“ Wir jagten wie die Windhunde am Ufer entlang bis zur Furt und wateten durch das flache Wasser bis in die Mitte der Aue. „Pass auf, dass du nicht ausrutscht, der Untergrund ist ziemlich schlammig!“, warnte ich Heinrich. Gerade noch rechtzeitig hatte der die freie Hand Georgs gepackt und gemeinsam zogen wir ihn und das Schaf aus dem Wasser. Auch das Schaf hatte den Sturz in die Aue überstanden und blökte schon wieder nach seiner Mutter. „Was machen wir nun mit dem kleinen Blökhals?“, wollte Heinrich wissen. „Ich schwimme bestimmt nicht noch mal ans andere Ufer und bringe es zu seiner Herde“, erwiderte Georg. „Nein, wir bringen es zum Arkenberger Hof, oder wollen wir es mit zu unseren Schafen nehmen?“, fragte ich. „Nein, das wäre Diebstahl. Auf zum Arkenberg!“, entschied Georg, der mutige Schafretter.

Auf dem Arkenberg schenkte uns Bauer Wacker einen großen Schnaps zum Schutz vor einer Erkältung durch das kalte Auewasser ein. Seine Frau Wilhelmine bereitete uns noch einen Becher heißen

Holunderbeerensaft, trocknete kurz unsere nassen Klamotten und dann ging's zurück in die Kirchstraße zu meiner Geburtstagsfeier.

Als wir dort ankamen, herrschte in der guten Stube ein lauter Tumult. Was war geschehen? Witten Schmökert hatte seinen dritten Solo hintereinander verloren und vor lauter Wut mit seinen schaufelgroßen Pranken auf den Tisch gehauen „Datt geiht nich mit rechten Dingen to! Ji maakt alltohoop Schmu, datt sik de Balken böcht!“ Die Pfennige und Groschen waren vom Tisch auf den Boden gesprungen, und nun versuchten alle wieder an ihr Geld zu kommen. Dadurch war es zu dem Streit gekommen, denn jeder behauptete, dass diese oder jene Münze ihm gehöre. Erst als Mutter kam und für alle den besonders guten „Echten Liebenauer Goldkorn“ von Freeses Liebenauer Dampf-Kornbranntwein-Brennerei einschenkte, beruhigten sich die Gemüter wieder. „To, laot us noch jüst 'ne Rünne spälen. Ji möät glieks naoh Huus to'n melken!“, trennte mein Vater die letzten Streithähne.

Mutter hatte natürlich sofort unsere verdreckten, zerknitterten Sonntagsanzüge bemerkt. Doch nachdem wir allen, natürlich mit den dazugehörenden Übertreibungen, von unserem Abenteuer erzählt hatten, lobten und herzten uns alle, besonders die Mütter. Das war Georg, Heinrich und mir natürlich fürchterlich peinlich. Schließlich waren wir ja keine kleinen Jungen mehr. Gegen Umarmungen und Liebkosungen von den jungen Mädchen hätten wir dagegen nichts einzuwenden gehabt!

REZEPT

REZEPT

REZEPT

REZEPT

REZEPT

REZEPT

REZEPT

Bottermelkanballers

Salzkartoffeln grob stampfen,
Buttermilch nach und nach unter Rühren dazugeben,
etwas geschmolzene Butter, Sahne und Zwiebelringe
dazutun,
ein bisschen Mehl anrühren und darunter mischen,
langsam aufkochen lassen,
mit Rotwurst oder gekochten Eiern servieren.

REZEPT

Frankfurter Kranz

Eier und Zucker schaumig rühren, Vanillezucker beimischen. Butter unterrühren. Mehl mit Backpulver vermengen, in den Teig sieben und gut unterrühren. Teig in gefettete, runde Backform geben, bei 160 °C Umluft ca. 1 Stunde backen.
Vanillepudding zubereiten.
Den Kuchen waagrecht dreimal durchschneiden. Die Ringe mit Konfitüre bestreichen, darauf eine Schicht Buttercreme verteilen.
Den Kuchen dann rundherum mit der Creme bestreichen und mit Krokant bestreuen.

REZEPT

REZEPT

REZEPT

Karussell aus Gras, Milch und Mist (Episode 3)

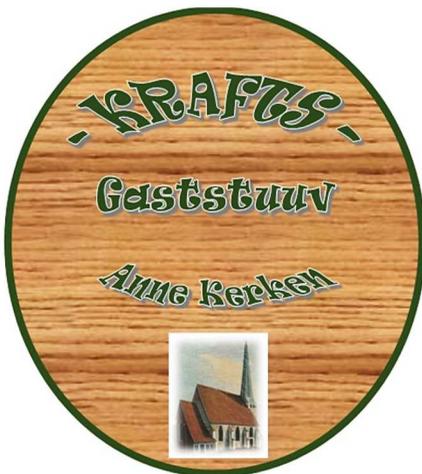
Je näher der Tag der Hofübergabe an unseren Sohn Karl kam, desto unausstehlicher wurde mein Heinrich. Der Hausseggen in unserer Familie hing mächtig schief! Jeden Morgen verrieten die Falten auf Heinrichs Stirn seine mürrische, üble Laune. Dabei war die halbe Stunde nach dem Hahnenschrei und vor dem Melken seine Lieblingszeit gewesen, wenn er zu mir ins Bett kroch, die Kinder noch schliefen und Opa im Hof rumpüscherte. Ich hatte zwar mit meinen körperlichen Bedürfnissen abgeschlossen, doch Heinrich brauchte diese halbe Stunde immer noch, um für den arbeitsreichen Tag gerüstet zu sein. Aber jetzt konnte man ihm nichts mehr recht machen, er nörgelte an allem und jedem herum und geriet selbst mit seinen besten Freunden um Nichtigkeiten in Streit. Besonders schlimm wurde es in den Monaten vor der Übergabe. Fast jeden Abend verschwand er gleich nach dem Abendessen in Kühlings Kneipe und kehrte erst nach Stunden noch griesgrämiger und bärbeißiger zurück, weil er wieder mal zu viel getrunken und beim Spiel verloren hatte. Auch, dass er mich auf der Tanzfläche in der Scheune auf Brüggemanns Heinrichs Hochzeit hatte einfach stehen lassen, bevor der letzte Takt der Kapelle verklungen war und zu seinen Kumpanen an der Theke marschiert war, konnte ich ihm noch verzeihen. Aber als mir meine angeblichen Freundinnen unverschämt grinsend zuflüsterten, dass sie meinen Heinrich schon mehrfach aus Lucys Dirnenhaus kommend in der Dreckstraße gesehen hatten, gab es mir den Rest. Es musste einfach etwas geschehen, und zwar noch heute!

Lag es nun an dem billigen Fusel, den Kühlings Karl gestern Abend in seiner Piesel ausgeschenkt hatte, oder an der Gardinenpredigt, die mir meine Luise gestern gehalten hatte? „So geiht datt nich füdder! Wenn du di nich ännerst und wedder so weist wi fröher, denn laot ik di sitten und gaoh trügge naoh miene Öllern naoh Wellie!“, hatte sie mich angebrüllt, als ich klammheimlich in unsere Kammer schleichen wollte. Jedenfalls brummte mir der Schädel mächtig, da half nur ein starker Kaffee und eine Pfeife. Also setzte ich mich auf die Bank im Garten und legte mir einen Plan zurecht. Ja, ich musste meine Frau in meine Pläne einweihen, um endlich wieder Frieden im Haus zu haben.

In der Mittagsstunde sagte ich zu ihr: „Du, Mudder, du häst jao recht. Ik bin in de letzten Wäken een richtig ekligen Keerl wäsen. Ik kann eenfach nich verknusern, datt ik bolle nich mehr de Buur bin. Ik hebb mi watt öüberlecht. Watt holst du denn dorvon?“ Und so erzählte ich ihr von meinen Plänen, hinter dem Stall einen Raum anzubauen und darin eine kleine Gaststube einzurichten. Ich würde hinter der Theke stehen, sie könne kochen und spülen und Else solle bedienen. Die Einrichtung mit allem, was dazugehört, könnten wir von Kühling bekommen. Der wolle seine Piesel aufgeben und nur noch als Kaufmann arbeiten. „Datt is jao maol ganz watt anners. Dormit bin ik inverstaohn, öüber bloot, wenn ik in ‘ne Köaken und Stuben watt to säggen hebb!“ „So maakt wi et. Wi beide, wi hört noch lang nich to ‘n olen Isen!“, stimmte ich meiner Luise zu.

Und so herrschte in den nächsten Wochen auf dem Anwesen in der Kirchstraße 183 ein reger Betrieb. Die Tage waren erfüllt vom Ausschachten und Ausgießen des Fundaments, Mauern mussten hochgezogen, verputzt und gewitscht werden. Einmal die Woche fuhr Heinrich mit einer Kuh und einem vom Bauern Hentschel geliehenen Pferd zur Ziegelei Albert nach Wellie und holte das benötigte Baumaterial. Beim Aufbau der Gaststube halfen ihm die Maurer Hagemanns Friedrich und Achterkirchens August. So ging der Bau der

Gaststube rasch voran und zum Schluss mussten nur noch die Inneneinrichtung, Theke, Zapfanlage und Leitungen in Kühlings Gastwirtschaft abgebaut und bei Krafts wieder aufgebaut werden. Pinnecken Georg fertigte für Freibier auf Lebenszeit ein schmuckes Holzschild mit der Aufschrift „Krafts Gaststuuw anne Kerken“ an. Eröffnung sollte auf Opas Wunsch am Sedanstag am 2. September nach dem Gottesdienst sein.



Kantor Pieper beendete den Gottesdienst an diesem Tag nicht wie gewöhnlich mit dem Lied zum Ausgang, sondern er leitete die Kirchengemeinde mit dem Auszugsmarsch aus der Operette „Der Zigeunerbaron“ aus der Laurentius Kirche hinaus. Pastor Brunkhorst führte den Zug an und segnete die Gaststube und das Holzschild, obwohl er als Dorfpastor für das Seelenheil seiner Schäfchen verantwortlich war und seiner Gemeinde ein gottgefälliges Leben ohne Saufen, Raufen und Huren anzuerziehen hatte. Doch für die Freuden des Lebens war auch so mancher Seelenhirte anfällig. Außerdem hatte ihm Neugastwirt Heinrich Kraft versprochen, für ihn immer einen nicht einsehbaren Platz in seiner Gaststube bereitzuhalten, von wo aus er das unziemliche Benehmen seiner Glaubenskinder bei einem geistigen Getränk vortrefflich beobachten konnte. Am Sonntag folgte dann für die Ertappten in der Kirche die Schelte auf dem Fuß.

Nachdem Buchholz' Willi das Holzschild über der Eingangstür angenagelt hatte, hielt Neuwirt Heinrich eine flammende Rede: „De Gaststuu Kraft is inricht. Bitt to de Middaogsstünne gifft Freebeer för alltohoop!“

Luise hatte sogar eine kleine Mittagskarte vorbereitet: Für die Trinker geröstete Leber, für die Bettnässer saure Nierchen, für die Dorftrottel Bregenwurst mit Kohl, für die Witwen und die unverheirateten Frauen geschmorten Ochsenschwanz und für alle anderen Avgen un Klütgen. Doch kurz vor Mittag löste sich die Gesellschaft auf und strebte ihren Häusern zu. Denn neben der Mittagsstunde gab es im Flecken noch einen weiteren unverhandelbaren Brauch: Appetit holte man sich anderswo, doch gegessen wurde fast immer zu Hause, und das Mittagessen hatte um 12 Uhr auf dem Tisch zu stehen.

„Datt hebb ik di jao glieks sächt, de meisten Lebenauer sind so giezig, datt se upp`n Schneeball schietet und den als`n Negerkuss verköpt!“, tröstete Heinrich seine Frau. Ab sofort gab es nur noch zwei Kleinigkeiten in Krafts Gaststuu zu essen: Soleier im Glas und Frikadellen, beides nach Omas Wilmas Rezept. Bis zu ihrem Tode hatte Oma die Frikadellen zwischen ihren kräftigen Oberschenkeln noch selbst gerollt. Diese Arbeit hatte nun Else übernommen. Die Frikadellen schmeckten dadurch zwar nicht weniger jung, aber immerhin nicht mehr ganz so ranzig.



In den nächsten Monaten entwickelte sich Krafts Gaststuvv zu einer wahren Goldgrube. Nur die Dorftrinker bereiteten Luise einige Sorgen. Die Trinker standen schon früh morgens um sieben Uhr vor der Tür, bollerten dagegen und verlangten Einlass. „Laot us rinn, wi heebdt Döst!“ „Haut aff!“, bellte ihnen Luise durch die Tür entgegen, „wi möat noch utmessen und fuddern. Kaomt ümme nägen wedder!“ „Dann gaobt wi äben naoh Kühling“, machten die Trinker wütend schimpfend kehrt.

Sie hatten in ihren versoffenen Köpfen noch gar nicht begriffen, dass es Kühling gar nicht mehr gab. Schon ein paar Minuten später standen sie wieder vor Krafts Tür. Da stürmte Luise aus der Tür, riss ihren nassen Feudel, den sie wie einen Colt am Kittelgürtel trug und den sie zum Abwaschen der Tische, der Theke, zum Spülen der Gläser und zum Entfernen von allerlei Körpersäften benutzte, über ihren Kopf und drosch wahllos auf die Durstigen ein. Die stoben in alle Richtungen auseinander, sammelten sich auf der Bünste und gingen in geordneter Aufstellung zum nächsten Angriff auf Krafts Gaststuvv über.

Gegen diese trinkwütige Meute half nur Diplomatie. Also öffnete Luise die Tür und machte den Trinkern ein Angebot: „Wer erst gägen nägen kummt, kricht'n Schnaps ümsüsst und keene Hiebe mit'n Feudel mehr. Affmaoakt?“ Die Trinker stimmten begeistert zu, sie wussten ja nicht, dass Mutter Kraft ihnen den billigen Fuselsprit aus Freeses Brennerei einschenken wollte. So waren beide Seiten zufrieden: Mutter Kraft hatte ihre Ruhe, und die Trinker waren, nachdem sie noch ein paar Bier und weitere Fuselschnäpse gebechert hatten, wenigsten schnell besoffen und kamen so halb im Tran und ohne Sorgen über den ganzen Tag.

Am Nachmittag schauten dann einige Bauern aus den umliegenden Dörfern vorbei, die geschäftlich oder auf dem Rathaus etwas zu erledigen hatten. Sie brachten Neuigkeiten ins Dorf und verhielten sich, nachdem sie ihr Getränk vorgesetzt bekommen hatten, meistens friedlich und gesittet. Wenn dann doch einmal jemand über das dünne Bier oder den gepanschten Schnaps meckerte, packte ihn Luise am Schlafittchen und beförderte ihn nach draußen auf den Hof: „Laot di hier bloot nich wedder blicken, süst ramm ik di 'ne Frikadelle in't Morslock und propp di dienen Utpuff dichte!“, keifte sie dem Nörgler hinterher.



Wirt Heinrich nahm dagegen alles viel gelassener hin. Er war der Herrscher hinter dem Tresen, dort hatte er, wie früher auf dem Hof, das Sagen. Besonders liebte er die einsamen Momente am späten Nachmittag. Dann war er selbst sein bester Gast. So hätte es Heinrich noch viele Jahre aushalten können, wenn da nicht eines Tages die beiden Herren vom Amt aus Nienburg in seiner Gaststube gestanden hätten.

Post vom Finanzamt (Episode 4)



© Heimatverein Liebenau

Das Unheil kam mit dem Mittagszug in Gestalt dreier Männer, von denen zwei Herren in vornehmen, uniformähnlichen Anzügen steckten, während der dritte Mensch wie ein Landarbeiter gekleidet war. Mit kurzen, schnellen Schritten strebten sie ihrem Ziel zu, dem Anwesen der Krafts in der Kirchstraße 183. Sie betraten das Haus durch die unverschlossene Tür zur Gaststube. „Niemand zuhause?“, schnarrte die kalte Stimme eines der Herren durch die leere Gaststube. Erschrocken sprang Heinrich Kraft von seiner Eckbank im hinteren Teil des Raumes auf, rieb sich verschlafene Augen und meinte: „Is Middagsstünne, wi hebbt noch to!“ „Gestatten, Hansen, Gewerbeinspektor Hansen von der

Gewerbeaufsicht in Nienburg. Uns ist zugetragen worden, dass Sie seit Monaten eine nicht genehmigte Schankwirtschaft betreiben sollen. Der Herr neben mir ist Hauptsekretär Rühmkorff vom Finanzamt. Legen Sie uns sofort Ihr polizeiliches Führungszeugnis, die Gaststättenkonzession und die Buchführung Ihres Gewerbes vor!“ Den weiteren Begleiter erwähnte der Gewerbeaufsichtler mit keinem Wort.

Von der einen Sekunde auf die andere war Heinrich hellwach. „Verflixt und zugenäht!“, schoss es ihm durch den Kopf, „da haben die Neidhammel der anderen Gastwirte, und wer weiß noch wer, mich beim Amt in Nienburg angeschissen. Verfluchte Saubande!“

„Nun mal ein bisschen fix!“, mischte sich der Finanzbeamte ein, „wir müssen noch den Nachmittagszug erreichen. Also, dalli, dalli!“

„Die Konzession habe ich letzte Woche auf dem Rathaus beantragt, und mit der Buchführung wollte ich kommenden Monat anfangen und alles ordnungsgemäß nachtragen“, versuchte Heinrich die beiden Beamten zu beruhigen.

„Dazu ist es jetzt zu spät. Die Wirtschaft macht ja einen durchaus sauberen Eindruck. Fritz, schau du mal hinter der Theke und im Bierkeller nach, wie es da aussieht. Kontrollier besonders die Spülung, Leitungen Zapfhähne und die allgemeine Sauberkeit! Das Ergebnis unserer Überprüfung schicken wir Ihnen umgehend zu. Aber machen Sie sich keine zu große Hoffnung, es wartet ein hohes Bußgeld wegen der Versäumnisse auf Sie!“

Inzwischen war auch Luise in ihrer Küche aus dem Mittagsschlaf erwacht und kam in die Gasttube. „Heinrich, schäm dich“, wendete sie sich in bestem Hochdeutsch an ihren Mann, „warum hast du den Herren denn nichts angeboten?“ „Wir lassen uns nicht bestechen“, antwortete Fritz für Heinrich, „hinter der Theke und im Keller sieht’s mordsmäßig aus“, berichtete Fritz, als er staubbedeckt, mit verschmiertem Gesicht und Spinnweben an seiner Arbeitskleidung hinter der Theke hervorkam. „Lass man gut sein“, beschwichtigte Rühmkorff seinen Arbeiter. „Gute Frau, gegen einen starken Kaffee und ein Stück Kuchen hätten wir jetzt nichts mehr einzuwenden“.

Alle nahmen am Stammtisch Platz, und Luise servierte Kaffee, Kuchen und hinterher noch einen von Freeses gutem Goldbrand. Als sie dann noch den Herren vom Amt beim Einschenken einen tiefen Einblick auf ihren gewaltigen Busen gewährte, und Tochter Else sich ihren himmlisch prächtigen Popo betatschen ließ, waren sich Wirt und Amtsleute entscheidend nähergekommen. Dabei half sicherlich auch ein kleiner Briefumschlag mit angemessenem Inhalt. „Wir müssen natürlich einen

Finanzamt Kreis Nienburg a./Weser	Nienburg, den 20. Februar 1912 Am Schloßplatz 1	
UJ Nr. 16661		Hauptsekretär Rühmkorff Abt. 8
Bei Beantwortung wird um Angabe der Geschäftsnummer gebeten		
<hr/>		
Sehr geehrter Herr Kraft!		
Da Sie die geforderten Dokumente eingereicht haben, und die geschätzte Steuerschuld beglichen haben, sehen wir von der Schließung der Gaststätte und einer Ordnungsstrafe ab. Aus hygienischen Gründen müssen wir allerdings auf Erneuerung der Zapf- und Spülapparaturen und Befreiung des Bierkellers von Ungeziefer bestehen. Kontrolle in 2 Monaten.		
Hochachtungsvoll gez. Rühmkorff / Hansen		

Bericht schreiben, aber es wird schon nicht zu schlimm für Sie ausfallen“, verabschiedeten sich die Nienburger Beamten. Und erleichtert setzten Heinrich und Luise ihre unterbrochene Mittagsstunde fort.

Heinrich hatte den Besuch der beiden Herren vom Amt fast vergessen, als nach Wochen Post-Heini mit einem großen Brief in seine Gaststube getorkelt kam. Absender, Finanzamt Nienburg!

„Datt bedüet nicks goaet. Sett di man henn und schenk us een in, biföar du den Breef läsen deist, süst fallst du noch ümme!“ Heinrich öffnete den Briefumschlag und las vor, wobei sich seine Miene immer weiter aufhellte.

Auf diese gute Nachricht genehmigten sich die beiden noch einige Schnäpse. Die Anwohner von Bruchdorf warteten an diesem Tag auf ihre Post allerdings noch bis zum Abend, da Post-Heini seinen Rausch hinter dem Brombeergebüsch auf der Bunte ausschlafen musste.

Gleich am nächsten Morgen rückte Heinrich dem Klempnermeister Friedrich Deterding mit dem Schreiben vom Finanzamt auf die Pelle. „Da mach dir man keine Sorgen, Heinrich. Als dein Freund rechne ich dir nur die Kosten für neue Materialien wie Leitungen, Hähne usw. an. Den Arbeitslohn kann deine Tochter Else bei uns im Haushalt abarbeiten und meiner Johanna zu Hilfe gehen. Ich komme nächste Woche zum Ausmessen der nötigen Apparaturen. Bis heute abend, zum Spätschoppen, Heinrich!“ (Auf Anordnung des Gemeinderates sollten Geschäftsgespräche auf hochdeutsch geführt werden, da es bei plattdeutschen Gesprächen immer wieder zu Unstimmigkeiten gekommen war).

Gut gelaunt ging Heinrich nach Hause und rief gleich nach seiner Frau, denn da gab es noch eine Menge zu besprechen.

Der Wespenstich (Episode 5)

„Nur über meine Leiche!“, hörte ich meine Mutter meinen Vater anschreien, als ich im Ziegenstall unsere beiden Ziegen Karla und Ilse melkte. „Schämen solltest du dich, und das bei deinem eigenen Fleisch und Blut! Dabei weißt du ganz genau, was dein Busenfreund Friedrich Deterding für ein Lustmolch und Schürzenjäger ist. Der klempnert doch alles, was bei drei nicht auf dem Baum ist. Und dahin willst du unsere Else als Hausmädchen schicken? Gleich morgen gehst du wieder zu ihm und machst den Handel rückgängig!“



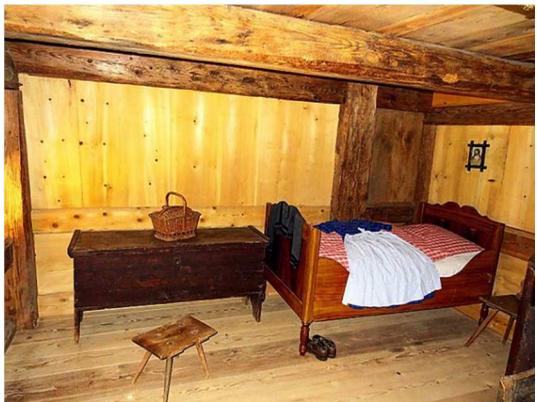
Wie man eine Ziege melkt
© Dachnik-info.ru

Mir fuhr der Schreck mächtig in die Glieder. Ich, als Magd beim Klempnermeister Friedrich Deterding, nur weil Vater die Kosten für die

Renovierung unserer Gaststätte nicht aufbringen konnte. Was für eine Gemeinheit! Ich rannte weinend zu meiner Mutter in die Küche. Sie nahm mich tröstend in die Arme und sagte: „Hab keine Angst, Else, ich hab deinem Vater schon den Marsch geblasen. Was er sich eingebrockt hat, soll er auch selbst auslöffeln, und nicht seine Tochter dafür büßen lassen! Morgen sehen wir weiter!“

Am nächsten Morgen berichtete Vater, dass Friedrich Deterding sich auf nichts einließe. Abgemacht sei abgemacht! Nur dürfe ich am Wochenende nach Hause, aber unter der Woche müsse ich in Deterdings Haus bleiben, das sei schon seit jeher so bei seinen Lehrlingen, Gesellen und Mägden. Nur wegen der langen Freundschaft würde er bei mir an den Wochenenden und an den Feiertagen eine Ausnahme machen.

So sehr ich auch heulte, bat und bettelte, es half alles nichts. Mutter packte meine Siebensachen in einen Koffer und mein Bruder Karl brachte mich zu den Deterdings. „Tach, Else“, empfing mich der alte Zausel an der Haustür, „dann gib mir mal deinen Koffer, ich bringe dich schnell in deine Dachbodenkammer. Meine Frau ist kurz zum Einkaufen, aber ich kann dir ja auch alles zeigen!“ Er ging hinter mir die Sprossen der Leiter hinauf auf den Boden, und ich war froh, dass ich meinen langen Rock und die lange Unterwäsche angezogen hatte, so dass ich ihn nicht gleich anregte, mir in die Kammer zu folgen. Er drückte mir den Koffer in die Hand und sagte, dass er in einer Stunde wiederkommen würde und mir dann alles zeigen würde. Dann wollte er noch wissen, was ich am besten kann. Vor lauter Angst fiel mir gar nicht ein, was ich antworten sollte. Was wollte er bloß von mir? Ich hatte zwar schon ein paar Mal mit dem Lehrling von Schuster Meyer geknutscht, doch sonst hatte ich keinerlei Erfahrungen auf diesem Gebiet. „Am besten kann ich beten und singen“, prustete ich überrascht hervor. Doch mein neuer Dienstherr meinte nur: „Watt sabbelst du daoh föar‘n wirret Tüüch! Du bist woll von



Gesindekammer

Foto: Pierre Poschadel, CC BY-SA 4.0

de ganzen Upprügung noch'n bäten twilsch in`nen Koppe. Ruh di erst maohl ut und maok di frisch. In eene Stünne kaom ik trügge!“

Na, dann hatte ich ja noch eine Stunde Zeit, bis er über mich herfallen würde in dieser fensterlosen Kammer. Hier würde niemand meine Hilferufe hören! An der hinteren Kammerwand entdeckte ich eine hölzerne Dachluke. Als ich sie öffnete, blickte ich in die Kirchstraße hinunter. Von hier aus würde ich mich hinunterstürzen. Ein paar gebrochene Knochen waren schließlich immer noch besser, als ein auf ewig entehrtes Leben!

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, als die Hausherrin von unten rief: „Else, schnell in die Küche. Der Linseneintopf steht auf dem Herd, gleich kommt unser Sohn Alfred und will seine Linsen essen!“ Ich stürzte hastig die Leiter runter in die Küche. Von der Frau Meister war nichts zusehen, wohl aber vom dampfenden Schnellkochtopf. So einen Topf kannte ich von zuhause nicht. Ich dachte er wäre undicht und verschloss deshalb das Ventil mit einem Topflappen. Und da war es auch schon passiert: Mit einem gewaltigen Knall explodierte der Kochtopf, die Linsen schossen hoch bis an die Decke und über den gerade in die Küche kommenden Alfred. War das eine Sauerei, es sah aus wie auf einem Schlachtfeld! Da stürmte auch schon die Hausherrin in die Küche, schwang ihren nassen Feudel über den Kopf und wollte wütend auf mich einschlagen. Doch Alfred trat dazwischen und hielt seine Mutter fest. „Du, die Else kann doch nichts dafür. Sie kennt solche modernen Kochtöpfe nicht. Wir machen alles wieder sauber!“ Ich war sehr froh, in Alfred einen Beschützer gefunden zu haben, aber es war trotzdem eine Mordsarbeit, und die Reste des Linseneintopfs werden wohl noch im nächsten Jahr an der Decke kleben. Doch der Alfred und ich verstanden uns auf Anhieb gut. Vielleicht würde es ja doch noch eine schöne Zeit im Haus der Familie Deterding werden.

Am Abend, ich war gerade beim Aufräumen in der Speisekammer, hörte ich aus dem hinteren Teil der Werkstatt einen lauten Schmerzenschrei. Alfred war doch wohl nicht etwas passiert? Nein, es war der Meister selbst. Später erzählte mir Alfred, was in der Werkstatt wirklich passiert war: Als sein Vater bei der Arbeit ein dringendes Bedürfnis verspürte, war er zu faul gewesen aufs Plumpsklo zu gehen, sondern pinkelte einfach in die Jaucherinne im Kuhstall. Da kam eine Wespe angefliegen, setzte sich auf sein bestes Stück und stach zu. Im Nu

war es mächtig angeschwollen. Zum Glück erinnerte sich Friedrich an den Rat seines Großvaters, wenn ihn etwas gestochen hätte, solle er den Körperteil in Buttermilch stecken, das würde sofort helfen. Also schlich er in die Küche, goss sich einen Pott mit Buttermilch ein und versenkte sein arg schmerzendes Stück darin. Gerade in diesem Moment kam ich aus der Speisekammer in die Küche. Überrascht drehte sich der Meister um und präsentierte mir ungewollt sein mächtig gewaltig angeschwollenes Prachtstück. Der Meister bedeckte zwar sofort sein Gemächt mit beiden Händen, doch ich stieß trotzdem einen überraschten Schrei aus, rannte vor Schreck rückwärts aus der Küche und prallte mit den Beinen gegen den Rand des Hofbrunnens. Fast wäre ich in die Tiefe gestürzt, doch mein Retter Alfred fing mich noch rechtzeitig auf. Dankbar schaute ich ihm in die lachenden Augen und hauchte: „Danke, Alfred, halt mich bitte ganz doll fest und lass mich nie wieder los!“

„De Bottermelk discht du vanaabend mit Braotkatuffeln usen Lehrjungs upp!“, befahl mir Meister Deterding noch. Ich aber freute mich, dass ich nun durch die Wespe bestimmt einige Wochen Ruhe vor dem Meister und seinem Glied haben würde.

Morgens die Erste, abends die Letzte (Episode 6)

Tags darauf brachte meine Mutter meine restlichen Kleider und Wäschestücke in einem großen Korb zu den Deterdings. Mutter verhandelte wortreich mit Deterdings Johanna und legte ihr ausdrücklich ans Herz, mich ordentlich ranzunehmen: „Se is jao jüsst nich unrecht, öaber se brukt `ne starke Hand, dor kannste ruhig maohl tolangen, und ehr de Flusen von wägen Lehrerin utdrieben! Dor hättt ehr de Lehrersche een Floh in`t Ohr sett!“

„Naoh, dor maok di man keene Gedanken, ik hebb uset Gesinde noch jümmer hennbaogen!“

Kaum war Mutter gegangen, als mich die Meisterin auch schon bestätigte: „Damit du gleich Bescheid weißt, Else, in dem vorderen Teil und im Geschäftsbereich hast du nichts verloren. Das ist mein und unserer Tochter Carolines Reich. Du hältst dich mit den anderen in der Küche auf. Dort bekommt ihr auch euer Essen. Ich bin bislang morgens als erste aufgestanden, habe die Hühner rausgelassen und abends wieder

eingesperrt. Doch das ist jetzt deine Aufgabe. Du bist ja auf einem Bauernhof groß geworden, deshalb sollte dir die Arbeit im Haus, mit den Tieren und auf den Feldern nicht schwerfallen. Und noch eins: Finger weg von unserem Alfred! Für ihn haben wir eine andere ausgekuckt!“

So sah jetzt also mein Tag aus: Morgens die Erste, abends die Letzte. Zweimal täglich melken, dann Schweinefutter aus gedämpften Kartoffeln, Schrot und Essensresten kochen, Schweine füttern und immer noch nichts im Magen. Frühstück alleine, hinaus auf den Hof, Futter aufladen, Futter abladen, Stroh und Heu herunterwerfen, Ställe einstreuen, auf dem Felde Rüben hacken. Kurz Mittagessen, dann richtig Mittagsschlaf. Hofarbeiten, zwischendrin Heu harken. Heuernte erster Schnitt, Reihen harken, Reihen wenden, nachharken. Getreide aufstellen, einfahren. Kartoffeln pflanzen, auf den Feldern hacken, ernten. Mit der Sau zum Eber, mit den Kühen zum Bullen. Draußen arbeiten bei Wind und Wetter, bis in den Herbst hinein. Im Oktober kamen die Kühe nach Hause in den Stall, dann wurde es endlich etwas ruhiger. Zeit zum Strümpfestopfen und für Handarbeiten und Spinnen. So gab es nie ein Ende, eine Arbeit ging in die andere über. Zwar halfen die Tagelöhner und die Erntehelfer bei der Arbeit. Dennoch fiel ich jeden Abend todmüde ins Bett.

So fiel es mir überhaupt nicht schwer, die Warnung der Meisterin zu beachten, aber der Alfred konnte seine Finger einfach nicht bei sich halten. Er nutzte jede Gelegenheit aus, mich zu betatschen. Bis ich ihm eines Tages auf die Finger klopfte und zu ihm sagte: „Bis zur Gürtellinie und nicht weiter. Mehr gibt’s erst nach der Hochzeit!“ Da war es wieder, sein strahlendes Lächeln und seine leuchtenden Augen. „Na, dann heiraten wir eben. Ich sage heute noch meinen Eltern Bescheid, und dich besuche ich am Abend noch in deiner Kammer!“

Beim Abendbrot sagte Alfred zu seinen Eltern: „Du Mudder, du Vaoder, gestern war Wiegmanns Wilhelm in unserer Werkstatt. Er hat da so etwas angedeutet von wegen seiner Tochter Minna und mir. Ihr wollt mich doch wohl nicht mit der verkuppeln! Das könnt ihr euch aus dem Kopf schlagen. Die ist so hässlich, dass noch nicht mal die Flöhe nachts bei ihr beigehen. Und hinken tut sie auch noch! Und die soll ich heiraten? Nee, nicht mit mir! Sonst wandere ich nach Amerika aus, Caroline und Else wollen auch mit. Dann könnt ihr sehen, wie ihr beiden ganz alleine

hier klarkommt. Ich heirate Else, das hab ich ihr versprochen, und dabei bleibst. Basta!“

Meister Friedrich wollte gerade mit hochrotem Kopf auf den Tisch donnern, da fasste ihn seine Frau an den Arm. „Du, Vaoder, loat goat wäsen. Else is `nen anständig Deern. Wi heebt us von use Öllern oak nich säggen laoten, wän wi freen schöalt!“

Alfred machte seine Ankündigung wahr. Er besuchte mich in den nächsten Wochen immer öfter in meiner Kammer, und bald hatte ich meine Anfangsscheu vor den nächtlichen Übungen abgelegt. Doch mein Bettgestell knarrte dermaßen, dass ich mich traute ihm vorzuschlagen, die Kleinigkeit im Stehen zu erledigen. „Ach, liebste Else, du weißt bestimmt nicht, dass es für einen Schlosser das Schwierigste ist, über Kopf zu nageln und im Stehen zu böcken. Lass uns in meine Kammer in der Werkstatt gehen. Mein Bett hat eine richtige Matratze. Da macht alles noch mal so viel Spaß!“

Das Mitgiftgespräch fand am nächsten Sonntag im Haus meiner Eltern statt. Dort wurde ausgekungelt, was Braut und Bräutigam mit in die Ehe zu bringen hatten. Die Männer besichtigten zunächst das Vieh und die Gerätschaften, die Frauen besichtigten die Räume unseres Hauses, wobei Mutter Deterdings Interesse besonders dem Inhalt der Wäschetruhen und Wäscheschränken galt. Bei Alfred war die Sache recht klar: Er bekam bis auf den Pflichtteil seiner Schwester Caroline den ganzen Deterding-Besitz. Bei meiner Mitgift wurde allerdings um jedes noch so kleine Etwas gefeilscht. Ich zeigte meinem Alfred auch noch meine Lieblingskuh, die ich als Brautschatz mitnehmen durfte.

Das Liegenschaftsamt in Nienburg hatte den Wert unseres Bauernhofes auf 23530 Mark festgesetzt. Davon erhielt mein Bruder Karl als Anerbe zwei Drittel, das übrige Drittel mussten meine Schwester Marie Auguste und ich uns teilen. So hätte ich also 7843 Mark als Mitgift bekommen müssen. Doch bei der Summe wären meine Eltern und mein Bruder sofort bankrott gewesen. Man einigte sich auf 2000 Mark Bargeld in Raten. Der Rest wurde mit nützlichen Dingen für das Leben und Wohnen in einem Ackerbürgerhaushalt mit Schlosserei abgegolten. Zum Martinstag gab es noch eine fette Gans, zum Frühjahr einen geräucherten Schinken und zum Herbst drei Zentner Kartoffeln, und das für die nächsten 10 Jahre. Die Hochzeit sollte auf der großen Diele im Haus meiner Eltern gefeiert werden. Die Kosten würden sich Braut- und

Bräutigam Eltern teilen. Der Termin für die Hochzeit sollte auf Wunsch meines Opas auf den Sedanstag am 2. September 1912 gelegt werden.

Doch gerade mein Opa machte uns einen Strich durch die Rechnung. Meine Schwester Marie hatte ihm noch wie an jedem Abend ein Glas warmes Zuckerwasser mit einem Esslöffel Klosterfrau-Melissengeist ans Bett gebracht, damit Opa gut einschlafen konnte. Doch als er am nächsten Morgen erwachen sollte, war er tot und die Hochzeit musste um ein halbes Jahr aufs nächste Frühjahr verschoben werden. Bei einem so alten Menschen müsse man nicht unbedingt das ganze Trauerjahr einhalten, meinte mein Vater.

Da uns Opas Tod eine Menge Vorbereitungszeit verschafft hatte, drängte meine Mutter darauf, dass Alfred und ich uns verlobten. „De olen Wieber traotsch all, dat ji miteenanner schlaopt. Deshalb weit sik nu verlobbt, denn hoalt de Traotschtanten endlich ehr Lästermuhl!“ So verlobten wir und noch kurz vor Weihnachten in kleinem Verwandtenkreis in der Gastwirtschaft meines Vaters. Die Hochzeit konnte kommen!

Im Frühjahr fuhren meine Mutter, meine Schwester, Frau Deterding und ich mit dem Zug nach Nienburg ins Stoffgeschäft Hauschildt. Es sollten die Stoffe für mein Brautkleid, meinen Schleier und für Alfreds Hochzeitsanzug gekauft werden. Die Schneiderin Lenchen Hesterberg rief uns noch hinterher: „Kauft ruhig einen Meter Stoff mehr, wer weiß, was in der Zwischenzeit noch alles passiert, und abnähen kann man beim Brautkleid immer noch!“

Wir waren sehr zeitig zum Frühzug auf dem Bahnhof und setzten uns in die Sonne auf eine kleine Bank. So allmählich trödelten auch die wenigen Schüler des köngl. Progymnasiums auf dem Bahnsteig ein. „Denen werden wir es jetzt aber einmal zeigen, dass wir keine eingebildeten Lackaffen reicher Eltern sind, sondern genauso gerne die Spiele spielen wie ihre Kinder auch. Aber versaut eure Schuluniformen nicht!“, meinte einer von ihnen. Sie warfen ihre Tornister in die Ecke und



**Wenn Sie eine
Anregung
brauchen**

und eine gründliche Gefährdung, so nehmen
Sie einige Tropfen

**Klosterfrau
Melissengeist**

In einem Glase Zuckerssüß!

Einiges Melissengeist befeht und erfrischt
kräftig, beruhigt Mund und Rachen
und vertreibt einen reinen Atem von
Haupt bis zum Fuß.

Gehtällich in Flascons à M. 3.66, M. 1.45, M. 1.35 und M. 1.10
in Drogerien, Parfümerien und Apotheken.

wetteiferten mit Kampfspielen (Hahnenkampf und Ritterspiel) um unsere Aufmerksamkeit.

Nicht mehr weit entfernt hörte man schon die Warnsignale des Zuges an den Bahnübergängen. Doch ein ganz mutiger „Ritter“ trieb seinen Gegner bis an die Bahnsteigkante heran. Und da war es auch schon geschehen. Der Ritter fiel von seinem „Pferd“ und stürzte mit dem Kopf voran ins Gleisbett. Heinrich Winter, der alles beobachtet hatte, sprang auf die Gleise, schnappte sich den ohnmächtigen Jungen und schleppte ihn auf den Bahnsteig. Keine Sekunde zu früh: Der Lokführer hatte bereits eine Schnellbremsung eingeleitet und mit Funken sprühenden Rädern kam der Zug dampfend und schnaubend zum Stehen.



Holzklasse
© G. Mootz, Uchte

Doch in der Holzklasse herrschte ein totales Durcheinander. Die Bauersfrauen aus den Nachbardörfern waren mit ihren Kiepen, Körben, Mollen und Tragesäcken auf dem Weg zum Markt nach Nienburg durch das plötzliche Bremsmanöver übereinander gestürzt. Obst, Gemüse, Eier, und Fleischstücke flogen durch das Abteil. Gänse, Enten, Hühner und

Kaninchen hatten durch die offenen Abteiltüren das Weite gesucht und rannten nun wie wild auf dem Bahnsteig herum.

Bis das größte Unheil aufgeräumt war, verging der ganze Vormittag. Die Schüler hatten somit an diesem Tag keinen Unterricht mehr. Heinrich Dietrich Winter wurde als Held in einem Bericht am nächsten Tag über das Unglück in der „Harke“ gefeiert, und wir erreichten nach einem schönen Einkauf in Nienburg am Abend ohne weitere Vorkommnisse, aber mit schönen Stoffen im Gepäck, wieder unser Liebenau.

Als ich ein paar Tage später Opas Kammer ausräumte, fand ich unter seiner Strohmattatze eine Zigarrenkiste voll mit Einpfennig-, Zweipfennig- und Fünfpfennigstücken. Auf den Deckel hatte Opa geschrieben: *Für Else, meine liebste Enkeltochter*. Mit der Kiste unter dem Arm rannte ich zum Schuster Meyer hinüber, und der versprach mir für die Pfennige schöne, weiße Brautschuhe anzufertigen.

Polterabend und Hochzeit sollten in meinem Elternhaus stattfinden, da Deterdings den größten Teil ihrer Diele in Geschäftsräume umgestaltet

hatten. Zum Polterabend konnte jeder kommen, zu unserer Hochzeit mussten natürlich alle Einwohner des Fleckens eingeladen werden, die das Bürgerrecht besaßen. Auch wenn nicht alle Geladenen kommen würden, vor allem die ärmeren Bürger nicht (sie konnten sich ein Geschenk nicht leisten), mussten wir für mehrere hundert Gäste planen, denn unsere Hochzeit sollte ein richtiges Dorffest werden.



Hochzeitsbitter in Schwege
© Heimatverein Dinklage

„Zur schönen Frühlingszeit komm ich geschritten,
Euch, liebe Familie Heitmüller, zur Hochzeit zu bitten.
Das Brautpaar, Alfred Deterding und Else Kraft,
Läßt Euch schön grüßen,
Es will den ewigen Bund fürs Leben schließen.
Am Freitag vor Pfingsten soll die Hochzeit sein. Wir hoffen,
Daß wir den richtigen Tag getroffen.
Damit jeder das Hochzeitspaar auch achtet,
Hat Vater Kraft ein Rind, ein Kalb und zwei Schweine geschlachtet.

Für Wein, Bier und Branntwein will Vater Kraft auch gut sorgen,
Dann kann gefeiert werden bis zum hellen Morgen.
Um 12 Uhr soll's Brautpaar in der St. Laurentius Kirche getraut werden,
Möge es stets einig sein auf dieser Erden!

Drum alle, ja alle, Ihr habt's ja vernommen,
Seid dem Hochzeitspaar von Herzen willkommen!
Die Feier ist mit großem Essen,
Also Teller, Messer, Gabel, Löffel nicht vergessen!
Doch schenkt schnell noch einen ein,
Am liebsten hätt ich ein Glas Wein!

Die Einladung der auswärtigen Verwandten übernahm Brüggemanns Heinrich. Er bekam dafür Alfreds Göricke-Fahrrad geliehen, das er mit bunten Bändern aus Stoff und Papier, mit Blumen und Tannengrün in ein farbenfohes Hochzeitsbitter-Rad verwandelte. Die Liebenauer wurden von Alfreds Freunden, Süchtings Georg und Arkenbergs Willi, eingeladen. Die Einladung zur Hochzeit musste spätestens einen Monat vor der Hochzeit erfolgen. So sah man dann ab Anfang April zwei aufgeputzte, junge Männer von Haus zu Haus eilen. Hut oder Mütze, und auch der Anzug waren mit Blumen und bunten Bändern reich verziert. Jeder trug einen langen, gerade gewachsenen Haselnussstecken in der Hand, der ebenfalls reich verziert und mit einem Blumenstrauß gekrönt war. Die Rinde war in Windungen streifenweise abgeschält, so dass der Stab grün und weiß war. So ausgestattet, gingen Georg und Willi zu allen einzuladenden Familien, wenn die nicht gerade in Trauer oder mit einem der Brautleute verfeindet waren. Es war harte Arbeit für die drei Hochzeitslader, sie schafften selten mehr als fünf Familien an einem Abend, denn überall wurde kräftig eingeschenkt.

Als Brautjungfern suchte ich mir meine beiden besten Freundinnen aus der Klöppelschulzeit aus: Achterkirchens Lina und Brendings Dora. Alfred wählte sich seine beiden Freunde, die auch schon die Hochzeitsbitter gespielt hatten. Als Blumenkinder wählten wir die beiden Mädchen unseres Nachbarn Witten Dietrich aus. Die Brautjungfern begleiteten uns durch die gesamte Hochzeitsplanung, spendeten Trost, Nerven und gute Laune. Ihre wichtigste Aufgabe war die Planung und Vorbereitung des Polterabends. Dieser sollte am Tag vor der Hochzeit in der Gaststube meines Vaters stattfinden, die sie mit Tannengrün und Blumen schmückten. Weiter fuhren sie an den Tagen vor dem Hochzeitstermin mehrere Male mit einem Wagen durch das Dorf und luden Sachen auf, die die Leute für einige Tage entbehren konnten. Die Tische, Stühle, Bänke und andere Sitzgelegenheiten luden sie auf unserer

Diele ab und bauten sie dort zu einer langen Tafel auf. Unter die Sachen wurden die Namen der Eigentümer geschrieben, damit bei der Rückgabe keine Streitigkeiten aufkommen konnten. Wände und Fußboden der Diele wurden gründlich gesäubert und mit Tannen, Blumen und Girlanden geschmückt.

Das Hochzeitsessen sollten die drei Hesterbergsschwester, Else, Lenchen und Ella, zubereiten. Sie hatten uns auch bei der Zusammenstellung des Menüs beraten, bei dem die Liebenauer Hochzeitssuppe und die Welfenspeise natürlich nicht fehlen durfte.



Die für Suppe und Frikassee benötigten Hühner fing ich in unserem Hühnerhof ein, steckte sie in einen Sack und brachte sie zu Karl auf den Holzplatz. Karl holte ein Huhn nach dem anderen aus dem Sack, hielt es an den Flügeln fest, legte es mit dem Kopf zur Seite auf den Hackklotz und hackte ihm den Kopf ab. Dann legte er das tote Huhn nicht einfach auf die Erde neben seinen Hackklotz, sondern warf es, sobald der Kopf gefallen war, in die Luft, wo es sich ein wenig flatternd ohne Kopf weiter bewegte, bis es schließlich auf den Boden plumpste. Nun mussten meine Mutter, meine Schwester und ich die Hühner nur noch rupfen und ausnehmen. Die restliche Arbeit übernahmen die Hesterbergsschwester.

Zum Polterabend trafen unsere Freunde und Bekannten so gegen Abend ein. Wir hatten neben der Tür zu Vaters Gaststube ein großes Brett aufgestellt, an das die Gäste ihre mitgebrachten und nicht mehr zu gebrauchenden Gefäße aus Porzellan, Steingut, Töpfe, Krüge, Tassen, Teller usw. laut krachend werfen konnten. Die Scherben sollten uns Glück bringen und der Krach die bösen Geister vertreiben. Dann wurde zur Musik vom Alleinunterhalter und Stimmungskanone Brendings Willy aus der Kirchstraße 204 gesungen, gegessen und die beliebte Polka getanzt. Gleich bei den ersten Takten flogen die Holschken in die Luft und es wurde bis in die Morgenstunden auf Socken gefeiert. Alfred und ich machten allerdings schon früher Schluss, wir wollten schließlich am nächsten Tag topfit für unsere Hochzeit sein! Außerdem mussten wir die ganzen Scherben am frühen Morgen forträumen.



Freitag, 9. Mai 1913

So gegen 10 Uhr trafen die ersten Gäste, meist Verwandte aus den umliegenden Dörfern, bei uns ein. Ihnen wurden ihre Plätze in den Stuben und Kammern zugewiesen, in denen sie speisen und schlafen sollten. Inzwischen wurde ich von meinen Brautjungfern angekleidet und mit Schleier und Kranz geschmückt. Alfred halfen seine Bräutigamsknechte beim Anlegen seines Hochzeitsanzugs und beim Anstecken der Myrtensträußchen. Das alles geschah in getrennten Räumen, denn der Bräutigam durfte seine Braut auf keinen Fall vor der Trauung in ihrem Brautkleid sehen. Dann machten wir uns, geleitet von den Brautjungfern und den Brautführern auf den kurzen Weg zur St. Laurentius Kirche. Auch die Kirche war zu dem feierlichen Anlass aufs Prächtigste geschmückt. Pastor Brunkhorst erwartete uns schon vor dem Altar und hielt eine, Alfreds und meine Vorzüge herausstellende, zu Herzen gehende Trauungszeremonie. Am Ende der Trauung kam es noch zu einem Ereignis, über das in Liebenau noch lange gelacht wurde: Pastor Brunkhorst hatte sich etwas ganz Besonderes ausgedacht: Beim Segnen des Brautpaares sollte Küster Vollmer die Dachluke öffnen und eine

weiße Taube fliegen lassen. Doch auf das Stichwort „Der Heilige Geist komme über euch“ passierte nichts. So wiederholte der Pastor den Segen, bis sich die Dachluke öffnete und Heini Vollmers Gesicht in der Luke erschien. „Herr Pastor, Herr Pastor, de Katte hätt de Duben fräten, schall ik nu de Katte rünnerschmieten?“ Froh gelaunt verließ die ganze Hochzeitsgesellschaft in einem langen Zug die Kirche. Doch schon am



Hochzeitszug: Freitag, 13. Mai, 1913

© Heimatverein Liebenau

Ende des Kirchhofes kam es zu einem ersten Halt: Mehrere Kinder hatten ein Seil über den Weg gespannt (Schatten) und verlangten Wegzoll: „Viel Glück für das Brautpaar und viele Groschen für uns!“ Alfred hatte sich natürlich viel Kleingeld eingesteckt und warf es unter die Kinder, die sich sofort ans Aufsammeln machten.

Doch vor Kantor Piepers Haus stockte der Zug schon wieder. Diesmal schatteten Erwachsene und verlangten eine Flasche Schnaps. Auch die zauberte Alfred aus seinem Anzug hervor und weiter ging der Marsch. Vor unserem Haus kam uns die Köchin Ella, wild mit den Armen winkend, entgegen. „Dreih man noch twee Rünnen um`n Pudding. Datt Frikassee is noch nich ganz döar. Dat Äten duurt noch`n bäten!“

Als wir endlich vor unserem Haus ankamen, wartete dort das nächste Hindernis auf uns: Ein auf einem Sägebock liegender Holzstamm

versperrte uns den Weg auf die Diele. Man drückte Alfred und mir eine Schrotsäge in die Hand, und wir mussten durch Hin- und Herziehen der Säge den Holzstamm zersägen. Danach schnappte mich Alfred, trug mich in seinen Armen über die Schwelle der großen Dielentür und startete damit einen neuen, gemeinsamen Lebensabschnitt. Durch die vielen Unterbrechungen waren unsere Gäste natürlich schon mächtig hungrig, scharrrten mit den Füßen und drängten auf die Diele und in die angrenzenden Räumlichkeiten. Nachdem alle ihren Platz gefunden hatten, begrüßte Alfred unsere Gäste und mein Vater hielt eine kurze Hochzeitsrede. Obwohl die ersten Gäste schon anfangen zu murren, ließ es sich Pastor Brunkhorst nicht nehmen, eine Ansprache, ein Tischgebet und ein Hoch auf uns auszubringen. In den nächsten zwei Stunden hörte man nur noch das Klappern von Tellern, Löffeln, Gabeln und Messern. Ab und zu klopfte jemand mit einem Besteckteil an sein Glas und es folgte die übliche Aufforderung: „Küssen, küssen!“ Das machten Alfred und ich natürlich mit Freude.

Nach dem Essen wollten sich die Männer sofort in die Gaststube meines Vater zum Kartenspielen verpieseln. Doch ihre Frauen hielten sie fest und befahlen ihnen, die Tische in einer Ecke zu stapeln und links und rechts an den Dielenwänden eine Stuhlreihe aufzubauen. Links für die Frauen, rechts für die Männer. Die Kinder bestreuten den Dielenboden mit weißem Sand. Die „Kreienbarger“ unter der Leitung von Brendings Willy eröffneten den Tanz. Die Gäste bildeten einen Kreis und klatschten zum Rhythmus des Schneewaltzers zu den Ehrentänzen für Alfred und mich und unseren Brautführern. Danach wurden mit der Polonaise die Hochzeitsgäste ordentlich durchgemischt, und bei Polka und Ländler flogen die Röcke, und es dauerte auch nicht lange, bis die Jacketts auf den Stuhllehnen hingen.

Gerade als wir nach dem Schleiertanz heimlich verschwinden wollten, kam aus der hinteren Diele ein lautes Geschrei. Michaus August hatte sich Dohrmanns Heinrich zur Brust genommen. „Du verfluchte Schinnerhund, du häst miene Lisa bie de Polonaise und biem Marschwalzer von achtern an `ne Titte gräpen!“ „Ik, diene Lisa? De würd ik noch nich maohl mit `ne Knieptangen anfaoten. De hätt doch `nen Gesicht wi `ne Koh `nen Mors!“ Wutentbrannt stürzten beide aufeinander los. Doch da griff auch schon Groten Heinfried ein. Er packte die Streithähne mit seinen schaufelgroßen Pranken im Genick und zog sie

nach draußen bis unter die Zucke (Straßenpumpe). Die laut gröhrenden Nachbarsjungen machten sich einen Spaß daraus und pumpeten so kräftig, dass die Raufbolde pitschenass waren, aber keinen weiteren Drang auf Prügelei verspürten. Und Alfred und ich konnten endlich unbemerkt in unser neues Zuhause hinter Deterdings Werkstatt flüchten.

Ein paar Monate nach der Hochzeit wanderte meine Schwägerin



Joachim Köhler, NSU-Einzyylinder-251
© creativecommons.org

Caroline nach Amerika aus. Ihre Arbeit im Geschäft, an der Tankstelle und die Buchführung und musste ich jetzt übernehmen. Dafür stellten wir aber die Landwirtschaft fast vollkommen ein. Werkstatt und Schmiede wurden auf die andere Kirchstraßenseite verlegt, so dass wir aus der alten Werkstatt eine große Wohnung für uns machten. Alfred arbeitete sich in das Bohren von Brunnen ein und

hatte damit viel Erfolg, denn alle Liebenauer und auch die von umzu wollten an dem neuen Fortschritt teilhaben. Badewannen, Badeöfen und Wasserklosetts waren die Renner. Für die Wasserversorgung, auch für die des Viehs, wurden Hausbrunnen benötigt, und Alfred baute sie. Aus der Insolvenzmasse des Zweiradhauses Freytag in Nienburg baute sich Alfred ein Motorrad zusammen. Während die Liebenauer am Sonntag nach dem Mittagessen ihren Mittagsschlaf bis zur Abendfütterung ausdehnten, knatterten wir mit der NSU-Zweizylinder durch die Gegend und besuchten alle Ausflugsziele in der Umgebung. Leider klappte es mit dem Kinderwunsch nicht so, wie wir es uns wünschten. Erst viele, viele Jahre später machte uns der kleine Fritzi zu einer richtigen Familie.



Hochzeitsbräuche

in Liebenau

in Liebenau

1. Brautstrauß werfen:

Im Laufe der abendlichen Feier versammeln sich alle unverheirateten Frauen hinter der Braut. Diese wirft den Brautstrauß blind in die Menge. Wer den Strauß fängt, soll die nächste Braut werden. In manchen Gegenden ist es auch Brauch dem Brautpaar einen Streich in deren Wohnung zu spielen, den sie erst in der Hochzeitsnacht oder am nächsten Morgen bemerken.

2. Brautentführung:

Die Brautentführung ist ein Brauch, der auf das Recht der ersten Nacht des Leib- und Grundherren im Mittelalter zurückgeht. Meist sind es die guten Freunde, die die Braut entführen. Dabei ziehen die Entführer mit der Braut von Kneipe zu Kneipe, wobei der Bräutigam oder der Trauzeuge der Braut jedes Mal die Zeche zahlen soll. Das Auslösen kann mit einer Aufgabe für den Bräutigam verbunden sein.

3. Schleiertanz:

Oft erfolgt um Mitternacht ein Schleiertanz. Die Braut tanzt alleine und alle unverheirateten Frauen versuchen, ein Stück des Schleiers abzureißen. Wer das größte Stück des Schleiers erwischt hat, soll gemäß dem Brauch die nächste Braut sein.

4. Brautschuhversteigerung

Während der Hochzeitsfeier gibt es den Brauch der Brautschuhversteigerung. Der Braut wird ihr Schuh „entwendet“. Anschließend wird der Schuh unter den Hochzeitsgästen symbolisch versteigert. Dabei legen die Gäste ihre Gebote in den Brautschuh. Zum Schluss ersteigert der Bräutigam den Schuh.

Hochzeitsbräuche





Nachwort der Verfasser

Liebe Leserinnen und Leser!

Mit dieser Broschüre „Liebenau Weg in das 20. Jahrhundert“ endet unsere Heftreihe „Geschicht(chen) aus der Liebenauer Geschichte“. Es hat uns viel Arbeit gekostet, aber auch viel Freude bereitet über viele Jahre hinweg euch diese Geschichten kostenlos von der Gemeinde Liebenau zum Lesen anzubieten.

Triebfeder für unsere Geschichten war die Neugier auf die Erinnerungen der Menschen, auf ihr Leben um die Zeit der Jahrhundertwende und den Umgang der Liebenauer mit den technisch-zivilisatorischen Neuerungen des angehenden 20. Jahrhunderts. Zum großen Teil noch in überkommenen Arbeits- und Lebensumständen auf dem Lande verhaftet, meisterten sie ihr Leben unter den Bedingungen einer neuen Zeit. Wie haben die Liebenauer gelebt, geliebt und gefeiert? Wie kam das ländlich ausgerichtete Liebenau als Gemeinwesen mit den Anforderungen klar? Wir hoffen, bei Lesern und Leserinnen auch Erinnerungen geweckt und Fragen beantwortet zu haben.

Wir bedanken uns bei euch für die zahlreichen Gespräche, Anregungen und Fragen. Insbesondere tauchte eine Frage immer wieder auf: „Sind die Geschichten eigentlich wahr?“ Hier nun die Antwort: „Alle Sachtexte mit Bezug auf die Liebenauer Geschichte sind nach gründlichem Quellenstudium natürlich wahr, die unterhaltsamen Geschichten dazu sind allerdings frei erfunden. Sie hätten aber mit etwas Phantasie auch wahr sein können.“

Ein besonderer Dank gilt Heinrich Clausing, Friedrich Buchholz, Hartmut Pahst, Jutta Balmann, Karsten Kolloge, Valentin Baumann und Wilhelm Helmke für die inhaltliche Überarbeitung der Geschichten und für ihre fachlichen Ratschläge. Auch Herrn G. Mootz gilt unser Dank für reichlich bereitgestelltes Bildmaterial.

Dank auch an die beiden
Samtgemeinde-Bürgermeister und
die Bürgermeisterin Margit Schmidt.



Fritz Wehrenberg



Rudolf Stelzer

Liebenau, im Mai 2022

Die Kirchstraße ist neben der Ortstraße eine der eindrucksvollsten Straßen in Liebenau.

Auf Höhe des Hausplatzes führt sie auf geradem Wege zur Sankt Laurentius Kirche, vorbei an alten, giebelständigen Fachwerkhäusern, dem ehemaligen Kantor- und Küsterhaus. Generationen von Jungen und Mädchen führte sie zur alten Volksschule. Dort versammelten sich am schulfreien Schützenfest-Sonnabend alle Kinder zum gemeinsamen Ausmarsch zum Schützenplatz.



Die heutige Kirchstraße
FOTO: Harald Baade